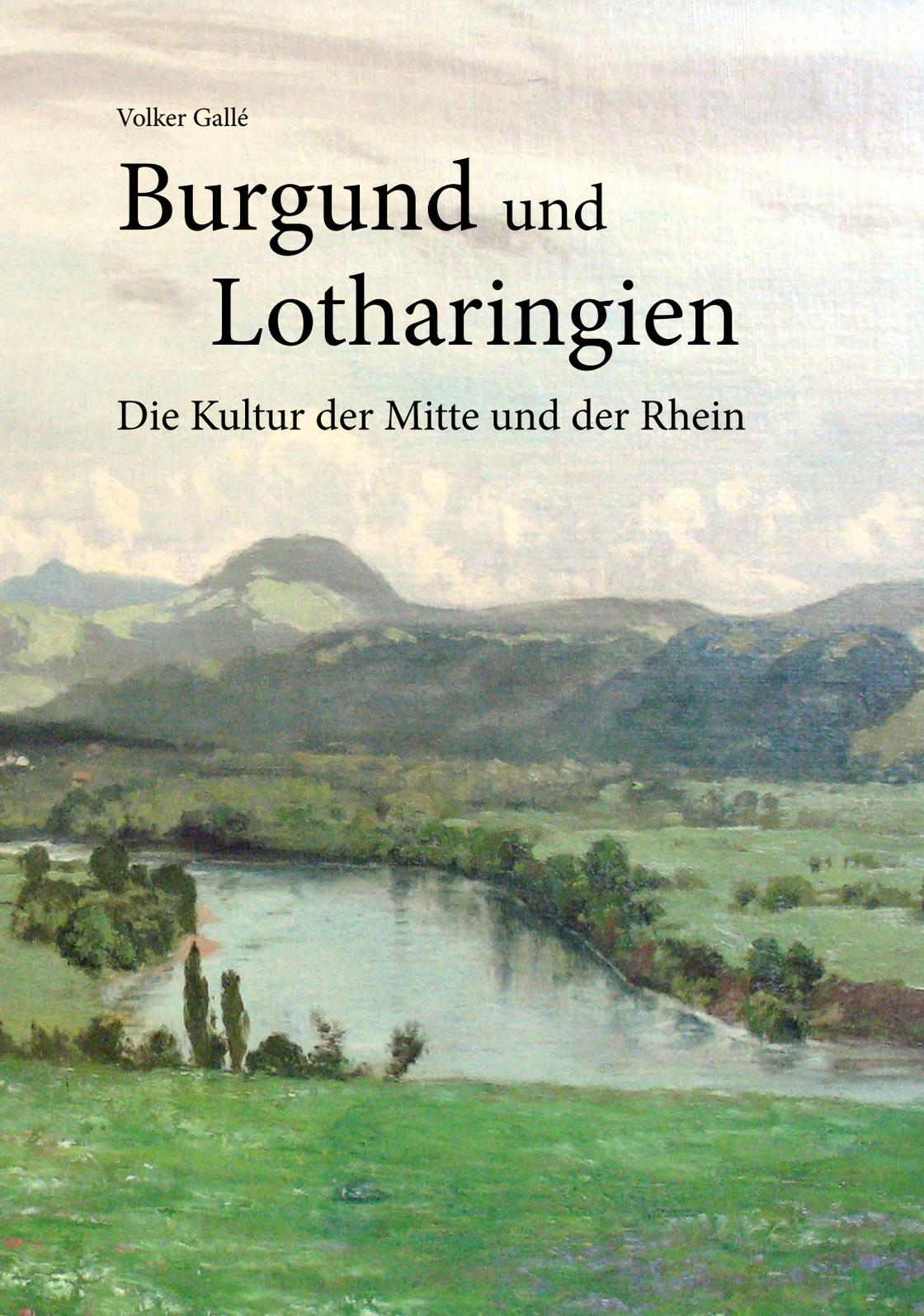


Volker Gallé

Burgund und Lotharingien

Die Kultur der Mitte und der Rhein



Volker Gallé

Burgund und Lotharingien

Die Kultur der Mitte und der Rhein

Burgund und Lotharingien

Die Kultur der Mitte und der Rhein

Die Mitte, die ich meine, ist nicht das Machtzentrum, sondern ein Resonanzraum. Sie kann zum langweiligen Formelkompromiss werden, wenn sie resignierend Eigenes und Anderes zum Stillstand vereinbart, aber sie kann auch zu einer beglückenden Begegnung werden, in der sich die Gegenüber annehmen und gemeinsam nach vorne bewegen. Ich rede heute von einer besonderen Mitte im Westen Europas, der es nicht gelungen ist zum Zentrum zu werden und die gerade deshalb immer wieder kulturelles Zukunftspotenzial entwickelt hat. Ich beschreibe dieses Mittlere im Westen mit den historisch-geografischen Begriffen Burgund und Lotharingien und verbinde diese unscharf konturierte und dennoch fassbare Landschaft mit zwei Flüssen, dem Rhein und der Rhone. Dabei kenne ich mich mit dem Rhein als Lebensraum besser aus als mit der Rhone, was folgerichtig zu Schwerpunktsetzungen führt. Das gilt auch für Zuflüsse wie Mosel, Maas, Saone oder Doubs, die eigene Beiträge liefern können, aber von mir aus dem Blick genommen wurden, um andere Perspektiven zu verdichten.

Mathematisch-rhythmisch geht es in meinem Narrationsfeld um die Zahl Drei. Man kann den Qualitätsunterschied zwischen den Zahlen Drei und Zwei gut mit Tanztaktungen beschreiben. Beim Dreivierteltakt, hauptsächlich als Walzer bekannt, verlagert sich der Schwerpunkt abwechselnd von der einen auf die andere Seite des Körpers und führt damit zu einer drehenden Vorwärtsbewegung. Beim Zweivierteltakt wird der Schwerpunkt immer wieder auf einer Seite gesetzt. Es entsteht Gleichschritt, sei es in Linie oder im Kreis. Während der Dreivierteltakt Begegnung von Verschiedenen fördert, betont der Zweivierteltakt die Angleichung. Daraus folgen auch unterschiedliche Nutzungen, beim Walzer in Fest und Rausch, beim Marsch im Militär. Ich beschränke mich auf die Drei, ohne auf die Zwei, aber auch auf die Vier, die Fünf und weitere Rhythmen zu achten.

In der Kulturwissenschaft, aber auch in der Sozialwissenschaft gibt es Methoden, die mit der Dreizahl arbeiten.

Die Hermeneutik als Verstehensprozess von Texten, sei es in der Literaturwissenschaft oder in der Philosophie, geht mit Vorwissen an einen fremden Text, um sich ihm nähernd zum Verstehen zu kommen. Es gibt also ein Stehen im Eigenen und ein sich Stellen ins Andere, das am Ende zu einer Verständigung führt.

In der Kulturanthropologie nennt man ein ähnliches Verfahren zum Verstehen fremder Kulturen teilnehmende Beobachtung, ein Wechselspiel von Annäherung und Distanz, das den Ausgangsstandpunkt durch temporäre Stellungswechsel verändert. Auch die Dialektik als philosophische Methode nutzt den Dreischritt von These, Antithese und Synthese. In der Sozialisationsforschung hat Lothar Kraggmann den Begriff der balancierenden Identität geprägt, also einer Selbstgewissheit, die sich stets an der Grenze zur Veränderung durch Welt-einflüsse bewegt. Ganz ähnlich denkt Hartmut Rosa seine Resonanztheorie. Ein Resonanzraum des Gelingens entsteht bei ihm durch Berührtwerden, antwortenden Impuls und Transformation des Selbst in einer zwar erinnerbaren, aber nicht wiederholbaren Situation der Begegnung. Dem ordnet er auch Begriffe wie Liebe, Freundschaft und Demokratie zu.

Die Anwendung all dieser Methoden wird durch dichte Beschreibung, also narrativ, konkret. Am konkretesten wird diese Beschreibung oft sogar in einer poetischen und nicht in einer prosaischen Sprache, weil bei ersterer die Worte selbst in Schwingung geraten. Vielleicht wäre das etwas, das Nietzsche mit fröhlicher Wissenschaft gemeint hat.

Burgund und Lotharingen sind durch die Drei geprägte Zwischenlandschaften, deren Eigenes auf Grund des vielfachen Bewegtwerdens, der wiederholten Verflüssigung, nicht, bzw. noch nicht politisch verfestigt wurde, sondern mehr kultureller Impuls geblieben ist. Es geht dabei also nicht wie bei der Reichsgründung 1871 oder der NS-Diktatur 1933 um die zeitliche Achse imperialer Macht in einem zweiten und einem dritten Reich, zukünftig einem vierten Reich, wie es rechtsaußen als Ziel verfolgt wird, sondern um einen geografisch-kulturellen Begegnungsraum zwischen zwei bestimmenden Polen, dessen über die Jahrhunderte gesammelte Erfahrungen für Gegenwart und Zukunft fruchtbar gemacht werden können.

Die Drei in der Geschichte des westlichen Kontinentaleuropa

Europa war nach der spätrömischen Antike in Bewegung. Grenzen veränderten sich nach kriegerischen Eroberungen und nach Reichsteilungen im Zuge des Erbrechts auf Basis der Realteilung. Letzteres führte immer wieder zu Familienfehden.

Auch im Mittelalter blieb Europa in Bewegung, Herrschaft änderte sich aus den gleichen Gründen wie in der Spätantike. Im Westen bildete sich mit Paris eine Metropole Frankreichs heraus, im Osten blieb die Struktur stärker föderal.

Das preußische Berlin entwickelte sich erst im 18. Jahrhundert neben Wien zu einer Metropole und wurde erst mit der Reichsgründung 1871 in Deutschland dominant.

Das nationalstaatliche Denken, das seine Ursprünge aus Legitimierungsbedarf gern über die Zeiten bis in die Antike hinein als Kontinuität erzählt, ist ein Denken der Neuzeit.

In älterer Zeit kannte Europa nicht nur räumliche Veränderungen auf Zeit, sondern auch ein immer neues Zusammentreffen lokaler und regionaler Autonomiebestrebungen mit imperialen Machtansprüchen.

Kulturelle und historisch-politische Veränderungen, Überschneidungen, Mischungen und Überlagerungen innerhalb weniger Generationen waren an der Tagesordnung. Das heißt nicht nur, dass das auch heute möglich ist, sondern dass es damals wie heute kulturell beschreibbare Räume gab und gibt, die nicht mir nationalstaatlichen Grenzen übereinstimmen und dennoch wirksam sind. Meist äußert sich das als kultureller Impuls, manchmal aber auch als politischer Konflikt wie aktuell in Schottland oder in Katalonien.

Burgund, Lotharingen und die Rheinregion sind historisch-kulturelle Raumbegriffe solch beweglicher Art, die über die Jahrhunderte immer wieder eine miteinander vielfach vernetzte, europäische Zwischenlandschaft im „mittleren Westen“ zwischen Frankreich und Deutschland erinnern konnten.



Die Geschichte des Zwischenraumes

Das rheinische Burgunderreich bestand zwischen 413 und 436 nach Christus. Laut antiken Quellen unterstützten die Burgunder unter ihrem Warlord Guntarius und die Alanen unter ihrem Warlord Goar im Jahr 411 die Erhebung des gallo-romanischen Senators Jovinus zum Gegenkaiser in einem Ort namens Mundiacum in Germania secunda, früher die Provinz Niedergermanien mit dem Verwaltungssitz Köln. Zwei Jahre später siedelten sich die zuvor am Main lebenden Burgunder links des Rheins an.

Nach der Auflösung der römischen Grenztruppen in den Jahren 406/07 gab es am Mittelrhein, zu dem auch Worms zu zählen ist, Raum für die Ansiedlung von Bündnispartnern der Römer. Man muss sich dieses Reich als ein Kleinkönigtum vorstellen, dessen Personenverband sich an der mit Guntarius benannten Sippe eines Kriegskönigs und an einer gemeinsamen Sprache orientierte, das sich aber bereits stark romanisiert hatte, auch was Alltagskultur und die Wohnsituation in Städten angeht. Als die Burgunder, vielleicht um hunnischen Truppen auszuweichen, im Jahr 435 nach Westen vordrangen, sahen die Römer das als Aufstand. Das davon betroffene Gebiet war die ehemalige Provinz Belgica, die sich in nord-südlicher Richtung von der Nordsee über Trier und Metz bis Besancon erstreckt hatte, auch das bereits eine Art mittlere Provinz zwischen der Rheingrenze und den Provinzen, die den größten Teil des heutigen Frankreich ausmachten. Der weströmische Heermeister Aetius besiegte die Burgunder. Obwohl römische Chroniken von einer vollständigen Vernichtung berichten, gab es offenbar weiterhin burgundische Gruppen, die im Jahr 443 in der Sapaudia – aus dieser Bezeichnung wurde später der Landschaftsbegriff Savoyen - angesiedelt wurden.

Laut dem historischen Lexikon der Schweiz hat die Sapaudia den Raum der drei Civitates Genf (bis zum Zusammenfluss von Ain und Rhone), Nyon und Avenches-Windisch sowie das Gebiet zwischen Aare und Rhein umfasst. Daraus entwickelte sich dann das Rhonereich der Burgunder. Die Söhne des fränkischen Königs Chlodwig, die nach seinem

Das Reich der Burgunder zwischen 443 und 476 n. Chr.

@ Marco Zanoli, CC-BY-SA 4.0, 2008



Tod im Jahr 511 das Gesamtreich unter sich aufgeteilt hatten, eroberten im Jahr 534 das Rhonereich der Burgunder. Dadurch entstand neben Ostfranken um Metz und Reims, das die Rheinregion einschloss, sowie Westfranken um Paris und Soissons das fränkische Teilreich Burgund, das bis zum Jahr 843 Bestand hatte. Unter dem Merowinger Gunthram I., einem Enkel Chlodwigs, formte sich der neue Reichsteil, zu dem nach der Teilung von 561 auch ein Gebiet nördlich der Loire um Orleans, das südwestliche Aquitanien und im Süden ein Teil der Provence hinzu kamen, zu einer neuen Einheit; der Königssitz wanderte vom Norden in die Mitte, zunächst nach Chalon-sur-Saone, dann nach Autun. Unter Gunthram entwickelte sich im Zuge der Familienfehden auch ein Bündnis zwischen Burgund und Austrien, das auch als Austroburgund bezeichnet wird und Beziehungen in einem Raum zwischen Rhone und Rhein herstellte. Das unter den Karolingern zunächst wieder geeinte Frankenreich umfasste die Landesteile Neustrien im Nordwesten, Austrien oder Austrasien im Nordosten, Burgund im Südosten und Aquitanien im Südwesten.

Drei Jahre nach dem Tod Ludwig des Frommen wurde das Reich 843 im Vertrag von Verdun erneut geteilt, und zwar in drei Teile. Der Westen und Südwesten ging an Karl den Kahlen (823–877), die Mitte von der Nordsee über bis ans Mittelmeer an Lothar I. (795–855) und der Osten an Ludwig den Deutschen (804–876). Als Lothers mittlerer Reichsteil nach seinem Tod erneut dreigeteilt wurde, entstand im Norden ein anderes, kleineres Lotharingen, aus dem sich später der Landschaftsname Lothringen entwickelte, ein Reichsteil, der die Provence und große Teile Burgunds umfasste, sowie Italien als dritter Teil des ehemaligen Mittelreiches. Im nächsten Teilungsvertrag von Meerssen im Jahr 870 wurde das Mittelreich aufgelöst, Teile davon kamen jeweils an Westfranken (Lüttich und Verdun, Besancon sowie Lyon und Vienne), an Ostfranken (Friesland, Aachen, Mainz/Worms, das Elsass und Mömpelgard/Montbeliard) und an das Königreich Italien (Genf bis zur Provence). Bereits zehn Jahre später kam in einem neuen Teilungsvertrag das nördliche Lotharingen an Ostfranken, im Süden

Das fränkische Teilreich Burgundia
 @ Marco Zanoli, CC-BY-SA 4.0, 2008



gründeten sich die Königreiche Hochburgund um Besancon/Genf und Niederburgund (Arelat) um Lyon/Vienne/Arles. Damit stabilisierte sich der Landschaftsbegriff Burgund zwischen der heutigen Westschweiz und dem Rhonetal. Aus Lotharingen war ein nördlicher Teil (heute Benelux), ein mittlerer Teil (Lothringen und Elsass) und ein südlicher Teil (Burgund, Provence, Savoyen) geworden. Alle Landschaften blieben über Jahrhunderte zwischen Westfranken (Frankreich) und Ostfranken (Deutschland /Hl. Römisches Reich) umstritten, bzw. suchten immer wieder ihre Autonomie. Zunächst blieben der nördliche und mittlere Teil bei Ostfranken, die Königreiche Burgund fielen im 10. Jahrhundert per Erbvertrag unter den Ottonen ebenfalls an Ostfranken.

Das westfränkisch gebliebene Herzogtum Burgund um Auxerre und Autun kam im Jahr 1016 endgültig zum Königreich Frankreich, die Herzogswürde ging an eine Seitenlinie der in Paris regierenden Kapetinger. Für die Pfalzgrafschaft/ Freigrafschaft (heute Franche-Comté) entstand eine politische Mischsituation. Während sie ein Lehen des Hl. Römischen Reiches blieb, erhielten die Kapetingerherzöge durch Heirat die dortige Grafenwürde. Damit waren sie Lehensnehmer beider Königreiche (Frankreich und Hl. Römischen Reich). Durch die Heirat zwischen dem Staufer Friedrich I. Barbarossa und Beatrix von Burgund (Freigrafschaft) im Jahr 1156 wurden die Bindungen zum Hl. Römischer Reich stärker. 1178 wurde Beatrix basierend auf dem ottonischen Erbvertrag in Vienne zur Königin von Burgund gekrönt. In der hochmittelalterlichen Zeit zwischen 10. und 13. Jahrhundert bestanden zwischen der Freigrafschaft Burgund und der Rheinregion enge Beziehungen, innerhalb derer auch die Stadt Worms als häufiger Ort von Hof- und Reichstagen der Salier und Staufer immer wieder eine Rolle spielte, indem hier Verträge geschlossen und Hochzeiten gefeiert wurden. Die dynastische Verbindung der Staufer ließ die alten Kontakte Austroburgunds in kultureller Form wieder aufleben. So entwickelte sich über Beatrix ein Einfluss der Troubadourkunst auf den Minnesang. Das um 1200 verfasste Nibelungenepos, in dem der anonyme Dichter Worms zum Spielort macht, spiegelt seine Zeit, was sich beispielsweise in den staufischen Hofämtern zeigt. Eine Erinnerung an die unterschiedlichen vergangenen und gegenwärtigen

Die Königreiche Hoch- und Niederburgund im 9./10. Jahrhundert

@ Marco Zanoli, CC-BY-SA 4.0, 2008

gen Beziehungen der Rheinregion um Worms zu Burgund waren Autor und Publikum des Nibelungenlieds wahrscheinlich bewusst. Andererseits gab es auch enge kulturelle Beziehungen zwischen dem Herzogtum und der Freigrafschaft Burgund. Aus diesem zumindest kulturell eigenständigen Raum entwickelten sich über die Klosterreformen von Cluny und Citeaux starke Impulse für das religiöse Leben in ganz Europa.

Das ältere, kapetingische Haus Burgund erweiterte seine Herrschaft über Heirat Mitte des 14. Jahrhunderts auch auf Flandern im Norden. Als es im Jahr 1361 ausstarb, folgte ihm mit dem Valois-Herzögen eine Seitenlinie des französischen Königshauses, die zwischen 1363 und 1477 als Großherzogtum eine Mittelmacht zwischen Frankreich und dem Hl. Römischen Reich aufbaute. Zum Großherzogtum mit Sitz in Dijon gehörten im Süden Herzogtum und Freigrafschaft Burgund, im Norden die Grafschaften Flandern mit Gent und Brügge, Brabant, Holland und Hennegau und in der Mitte das Herzogtum Luxemburg. Karl der Kühne (1433-1477) suchte ein drittes Königreich in Westeuropa zu gründen. So verhandelte er 1473 in Trier mit dem Habsburger Friedrich III. über die Heirat von dessen Sohn Maximilian mit seiner Tochter Maria und forderte im Gegenzug für sich die Königswürde. Während Friedrich bereit war, ihm eine neue burgundische Königskrone anzuerkennen, verweigerten das die anwesenden Kurfürsten, so dass es nicht zur geplanten Krönung kam. Um sein Herrschaftsgebiet zu arrondieren, führte Karl der Kühne Krieg und verlor sowohl in der Schweiz als auch in Lothringen, wo er 1477 in einer Schlacht bei Nancy starb. Die Schweizer Eidgenossenschaft war bereits im Jahr 1291 entstanden, erweiterte sich in Auseinandersetzungen mit den Habsburgern und konsolidierte ihre Autonomie bis ins 16. Jahrhundert. Ländliche Eidgenossenschaften und Städtebünde, also föderale Kooperationen des dritten Standes gegenüber den Fürsten und Königen, sind auch am Rhein und in den Niederlanden typisch für die „lotharingische“ Zwischenlandschaft in Westeuropa. Das Herzogtum Lothringen gehörte bis 1766 zum Hl. Römischen Reich und wurde vertragsgemäß französische Provinz, nachdem Herzog Franz Stephan die österreichische Thronerbin Maria Theresia geheiratet hatte und Lothringen gegen das Großherzogtum Toskana getauscht hatte.

Trotz des Todes Großherzogs Karl des Kühnen im Januar 1477 kam es im August dieses Jahres zur Heirat seiner Tochter Maria mit dem Habs-

burger Maximilian, der dadurch ein Jahr später Herzog von Burgund werden konnte. Da das Großherzogtum mit seinem Kernland um Dijon zum französischen Lehensverband gehörte und die Stände in den Niederlanden mehr Autonomie forderten, folgten langjährige Konflikte auf beiden Ebenen. In den Jahren 1500/1512 teilte Maximilian (seit 1493 König und seit 1508 Kaiser) das Heilige Römische Reich in zehn Reichskreise, darunter auch den burgundischen Reichskreis, zu dem neben der Freigrafschaft Burgund die Grafschaften in den Niederlanden gehörten. Nach dem Tod von Maximilians Enkel Karl V., der in Burgund das Erbe seines Vaters Philipp und in Spanien das seiner Mutter Johanna übernommen hatte, kam es zu Konflikten zwischen dem spanischen König Philipp II. und den Niederlanden, die 1579/1581 zur Gründung einer unabhängigen Republik der Vereinigten Niederlande führten. Die daraus resultierenden kriegerischen Auseinandersetzungen endeten erst im Westfälischen Frieden von 1648 mit der Anerkennung der niederländischen Republik, die damit gleichzeitig mit der Schweiz aus dem Reichsverband ausschied. Der südliche Teil der Niederlande verblieb bei Spanien, bzw. Österreich. Daraus entwickelte sich im frühen 19. Jahrhundert der heutige Staat Belgien mit einer immer wieder konfliktreichen Sprachgrenze zwischen Flamen – im nördlichen Flandern werden niederländische Sprachen gesprochen – und französischsprachigen Wal-lonen im Süden.

Das Herzogtum um Dijon wurde 1477 seitens der französischen Krone eingezogen und nicht mehr neu verliehen. Im Frieden von Cambrai verzichteten die Habsburger auf das Herzogtum, das von da an durch einen Gouverneur des französischen Königs verwaltet wurde. Die Freigrafschaft Burgund (heute Franche-Comté) blieb spanisch und musste im Frieden von Nimwegen 1678 an Frankreich abgetreten werden. In der Zwischenzeit hatte es enge wirtschaftliche und politische Beziehungen zur Schweiz gegeben. Das Herzogtum Luxemburg blieb mit den burgundischen Niederlanden und damit den Habsburgern verknüpft, auch wenn es 1679 zu einer Abtretung südlicher Gebiete an Frankreich kam. Nach der französischen Revolution wurde Luxemburg wie andere linksrheinische Gebiete französisch, bevor es im Wiener Kongress 1815 ein Bundesstaat des Deutschen Bundes und nach weiteren Teilungen im Jahr 1890 schließlich unabhängig wurde. Das zum Heiligen Römischen

Reich gehörende Elsass wurde im Westfälischen Frieden von 1648 an Frankreich abgetreten, blieb aber im deutschen Zoll- und Wirtschaftsraum. Die Bevölkerung sprach weiterhin den alemannischen Dialekt, an der Straßburger Universität wurde in deutscher Sprache gelehrt. Nach dem deutsch-französischen Krieg 1870/71 musste Frankreich das Elsass und Teile Lothringens an das neu gegründete Kaiserreich abtreten. Im Versailler Vertrag von 1918 wurde das wieder rückgängig gemacht. Die Rheinregion zwischen Freiburg und Aachen blieb bis auf ihren linksrheinischen Teil zur Zeit Napoleon (1795/98 -1814) stets Teil des Hl. Römischen Reichs, bzw. des Deutschen Bundes. Als alter Kern des mittelalterlichen Reiches war diese Region früh stark in sowohl räumlich als auch strukturell vielfältige Einheiten gegliedert. Das ergab eine deutliche Prägung föderalen und konsensualen Denkens, dessen Notwendigkeit sowohl durch den vom Rhein geprägten Handel als auch die konfessionelle Differenzierung nach der Reformation und die ein- und Auswanderungsbewegungen nach Kriegs- und Krisensituationen weiter gesteigert wurde.

Veränderungen von Grenzen waren überwiegend Ergebnisse von imperialen Eroberungskriegen der Großmächte Frankreich und Deutschland. Dagegen gerichtete Autonomiebestrebungen mündeten in historische unterschiedliche Ergebnisse zu unterschiedlichen Zeiten, angefangen von früher oder späterer staatlicher Unabhängigkeit (Schweiz und Niederlande, Belgien und Luxemburg) bis zu innerstaatlich vereinbarter Selbstverwaltung in deutschen Ländern oder französischen Regionen. Historisch gewachsene kulturelle Beziehungen und deren mentalitätsbildende Wirkungen blieben im Bereich der europäischen Zwischenlandschaft an Rhein und Rhone erhalten. Wenn auch in verschiedenen Formen blieb bis heute prägend die Mischung romanischer und germanischer Traditionen, sei es in Sprache, Kultur oder Recht. Dazu gehört auch der starke Einfluss von Aufklärung und französischer Revolution in der deutschsprachigen und föderal strukturierten Rheinregion, die sich wiederholt in Rheinstaatstutopien und den an frühe Verfassungen orientierten ehemaligen Rheinbundstaaten des „dritten Deutschland“ zu verwirklichen suchten. Allerdings sind viele dieser historischen Impulse, die einer friedlichen und demokratischen Entwicklung in Europa immer

noch dienlich sein können, durch die verheerenden Auswirkungen des imperial auftretenden Nationalismus im 19. und frühen 20. Jahrhundert ins Vergessen gedrängt worden. Ihre erneute Bewusstmachung kann an verwandten kulturellen Mentalitäten anknüpfen und über deren Neuerzählung nachhaltig Resilienz gegenüber dem wieder angestachelten Nationalismus in Europa schaffen.

Die Drei und ihre Narrative

Die Münchner Historikerin Laetitia Böhm (1930-2018) schrieb in ihrer 1971 erschienenen „Geschichte Burgunds“, die „Tendenz zur Aufrichtung oder Aufrechterhaltung eines großräumigen Mittelreichs unter Verklammerung mittel-, west- und südeuropäischer Landschaften“ gehöre „wesentlich zum Bestand politischer Theorien des Mittelalters. Die einander ablösenden raumpolitischen Vorstellungen von einer Dreigliederung des europäischen Kernlandes weisen dabei dem burgundischen Raum meist eine konstitutive Funktion der Mitte zu.“ (Böhm, S. 22) Der in Bingen-Büdesheim geborene Dichter Stefan George (1868-1933), dessen Vorfahren zur napoleonischen Zeit aus Roupeldange in Lothringen an den Rhein gezogen waren, nahm in seine 1907 erschienene Lyriksammlung „Der siebente Ring“ auch sechs kurze Rheingedichte auf. Der erste Text lautet:

*Ein fürstlich paar geschwister hielt in frone
Bisher des weiten Innenreiches mitte.
Bald wacht aus dem jahrhundertschlaf das dritte
Auch echte kind und hebt im Rhein die krone.*

Ob der Rhein da aus einer „toten fabel“ aufsteht und mit Höllenkraft donnert oder eine Art Volkskaiser aufsteht, der ein altes Reich neu gründet und vor dem man sich auch scheuen kann, bleibt ungewiss. Jedenfalls weht ein „römischer hauch“ durch diese Gestalt, ein Stück Antikenrezeption, ein Stück heiliges römisches Reich oder ein Stück lateinisches Mittelalter und daraus folgender romanischer Kultur? Innen kann ein Reich sein, das dazwischen liegt, aber auch eines, das innen in der Seele



liegt. Das beschworene Neue hat Festcharakter und erinnert damit an die besondere Festkultur des Großherzogtums Burgund im späten Mittelalter. Und sind die beiden fürstlichen Geschwister Frankreich und Deutschland? Ist das in Frondienst genommene Kind die Rheinregion? Wie alle lyrischen Bilder bleibt der Text vielschichtig und für mancherlei Deutungen offen. In einem George-Essay aus dem Jahr schreibt der im Elsass geborene und aufgewachsene Romanist Ernst Robert Curtius (1886-1956), George habe mit dem „Siebenten Ring“ erstmals „Konsequenzen aus seinem Verhältnis zu Frankreich gezogen. Die lothringische Herkunft seines Geschlechts wird nun auf Lotharingien, das fränkische Mittelreich, bezogen, die Auferstehung dieses Reiches geweißt, damit die Abgrenzung gegen Frankreich wie gegen das kaiserliche Deutschland vollzogen.“ (Curtius, Kritische Essays, S.144/145) Und in seinem Standardwerk „Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter“ aus dem Jahr 1948 heißt es: „Die Literatur des modernen Europa ist mit der des mittelmeeischen verwachsen, wie wenn der Rhein die Wasser des Tiber aufgenommen hätte. Der letzte große Dichter rheinfränkischen Stammes, Stefan George, fühlte sich durch geheime Wahlverwandtschaft dem römischen Germanien und dem fränkischen Mittelreich Lothringen zugehörig, aus dem sein Geschlecht stammte. In sechs dunklen Rheinsprüchen hat er die Erinnerung an dieses Reich traumhaft in die Zukunft beschworen. Es wird die Herrschaft von Ost und West, Deutschland und Frankreich, abschütteln.“ (Curtius, S. 20) Die Rheinregion werde durch vier Städte markiert: Basel, die erste Stadt, Straßburg, die Silberstadt (lat. Argentoratum), Mainz, die goldene Stadt und Köln, die heilige Stadt.

Böhm fragt im Anschluss an den niederländischen Historiker Johan Huizinga (1872-1945) und sein berühmtes Hauptwerk „Herbst des Mittelalters“ aus dem Jahr 1919, ob die europäische Geschichte anders verlaufen wäre, hätte Karl der Kühne den machtpolitischen Bogen am Ende seines Lebens nicht überspannt: „Wäre dann die jahrhundertalte Utopie eines selbständigen Rhein-Rohne-Staates zwischen Deutschland und Frankreich Wirklichkeit geworden?“ (Böhm, S.9/10) Hinter Hui-

Johan Huizinga, ca. 1935

@ Universiteitsmuseum Groningen

zingas Beschäftigung mit dem Einfluss französischer Kultur auf die niederländische Identität über die spätmittelalterliche Verbindung beider Landschaften durch das Großherzogtums Burgund steht die Idee einer eigenständigen romanisch-germanischen Begegnungskultur zwischen Deutschland und Frankreich, wie ein Vortrag unter dem Titel „Burgund – Eine Krise des germanisch-romanischen Verhältnisses“ vom Januar 1933 in Berlin zeigt. Nach dem machtpolitischen Scheitern Karls des Kühnen komme die Geschichte Europas „vom Verhängnis und Vermächtnis Burgunds nicht wieder los“: „Der ganze Gegensatz Habsburg-Frankreich hängt daran, das Emporkommen der Niederlande als selbständiger Staat, die jahrhundertalte Funktion Belgiens als der Einsatz und der Tummelplatz großer Politik.

Seit 1400 stoßen Frankreich und das Deutsche Reich auf dem größeren Teil ihrer ehemaligen Grenzen nicht mehr unmittelbar aufeinander. Ihre Beziehungen komplizieren sich. Romanisches und germanisches Wesen, von Luxemburg bis an die Nordsee, begegnen sich fortan in Ländern, die dem direkten und sich selbst verschärfenden politischen Gegensatz: Deutschland, Frankreich, entrückt sind.“ (Huizinga, Burgund, S.9) Und er betont die Bedeutung der kontrafaktischen Frage „Was wäre, wenn...“ für die Geschichtswissenschaften am Beispiel Burgunds oder allgemeiner gesprochen an den Stellen der Geschichtsschreibung, an denen es um die Vielfalt an Entwicklungspotenzialen in großen Staaten geht. In „Herbst des Mittelalters“ zeigt er überdies am Beispiel des Großherzogtums Burgund die Bedeutung kultureller Entfaltung von Schwellenstaaten, die in deren Festkultur kulminieren. Er beschreibt die dem zugrunde liegende Mentalität an der von Christine de Pisan im Jahr 1399 angestoßenen Debatte um das Frauenbild im Rosenroman des 13. Jahrhunderts.

In dieser Tradition hatte Großherzog Philipp der Kühne (1342-1404) gemeinsam mit Ludwig von Bourbon in Paris im Februar 1401 einen Liebeshof (Cours d'amour) als literarischen Salon initiiert, um in Zeiten der Pestepidemie auf andere Gedanken zu kommen. Die Ambivalenz dieses Vorhabens gegenüber der Realität ist Huizinga bewusst, aber er arbeitet die Bindekraft der Kultur für die spätmittelalterliche Feudalgesellschaft damit heraus, in deren Kern die Frage

nach dem Verhältnis der Geschlechter in Liebesdingen steht, und zwar offensichtlich in Form von Debatten mit unterschiedlichen Standpunkten, eine Art früher Akademietätigkeit.

Der Schweizer Historiker Werner Kaegi (1901-1979) übersetzte Huizingas Werke ins Deutsche und betätigte sich auch als sein Biograf. In seinem 1942 in Zürich erschienenen Buch „Historische Meditationen“ findet sich mit dem Text „Der Kleinstaat in der älteren Geschichte Europas“ aber auch eine allgemeinere Reflexion dessen, was den Raum der westeuropäischen Mitte kennzeichnet. Er erzählt die Geschichte Europas seit der Antike aus der Perspektive von Städtebünden und Regionen und betont mit Verweis auf Montesquieu und Jacob Burckhardt, dass Kleinstaaten die ideale Form für republikanische Gesellschafts- und Politikformen darstellten und Großstaaten zu autoritären Strukturen neigten: „Die Urzellen menschlicher Gemeinschaft, in denen der Einzelne aufwächst, Vertrauen erwirbt und Opfer bringt, die Familie und die Gemeinde, seine Landschaft und seine Stadt, sie sind nicht nur die Lebensorgane einer kleinstaatlichen Ordnung, sie sind auch die Urzellen, aus denen der Großstaat langsam wächst und bei deren Verwelken er krank wird und stirbt. Der Großstaat ist wohl fähig, den kleinen Nachbarn zu vernichten. Stirbt aber der Kleinstaat in ihm selbst, stirbt ihm die Familie und die Gemeinde, dann ist im Gewebe seines eigenen Lebens eine Krankheit ausgebrochen, die noch immer tödlichen Ausgang nahm.

In den großen Krisen gewaltig angewachsener Machtgebilde, im Augenblick des Todes auf dem Schlachtfeld der Massenheere, kehrt der Geist des Menschen wieder zurück zum Bilde jenes Fleckchens Erde, auf dem er zuerst erfuhr, was Treue und Liebe verbundener Menschen sind.“ (Kaegi, S. 79/80) Sicher hat er dabei im Jahr 1942 die Niederlande Huizingas und seine Schweiz vor Augen. An anderer Stelle im Buch zitiert er Huizinga mit einer elementaren Aussage zum Übergewicht von Staatsgewalt gegenüber der Kultur: „Der Staat als Leviathan frisst, nachdem er die Kultur gefesselt und gelähmt hat, alles, was er packen kann: den Geist, das Herz und das Leben der Menschen, ganz gleichgültig, welche Weltanschauung oder soziale Idee hinter den wütenden Kämpfern zu suchen ist.“ (Kaegi, S. 40) Solche Analysen haben sich fortgesetzt in den Schriften des im Salzburger Land geborenen und in Wales leh-

renden Philosophen und Ökonomen Leopold Kohr (1909-1994), der mit seinem 1957 auf Englisch erschienene Buch „The Breakdown of Nations“ über Ernst Friedrich Schumacher (1911-1977) und dessen Buch „Small is beautiful“ von 1973 die sozialen Bewegungen seit den 1970er Jahren maßgeblich beeinflusst hat.

Am Oberrhein führte der regionale Widerstand gegen das AKW Wyhl und das Chemiewerk in Marckolsheim die Bevölkerung beiderseits des Rheins in den 1970er Jahren zusammen. Dabei spielte die verwandte alemannische Mundart eine besondere Rolle, indem Schriftsteller und Liedermacher neue Texte und Lieder zu Gegenwartsfragen mit links-alternativen Hintergrund formulierten.

Der neue Regionalismus band unterschiedliche gesellschaftliche Gruppen zusammen und verließ alte nationalistische Pfade jeglicher Couleur. Der Journalist Thomas Lehner veröffentlichte 1976 im Berliner Wagenbachverlag unter dem Pseudonym Jean das Buch „Elsass: Kolonie in Europa“ und zitierte darin den Freiburger Liedermacher Walter Mossmann: „Die Region ist weich, hat fließende Übergänge, sie hat nichts Herrschaftliches an sich, sie lebt nicht aus hierarchischen Institutionen, sondern aus dem kulturellen Zusammengehörigkeitsgefühl ihrer Bewohner, die Region ist grundsätzlich friedlich, sie expandiert nicht im militärischen und politischen Sinn, höchstens durch kulturellen Einfluss.“

Die Region ist ein genuiner Baustein für ein Europa, das die Selbstbestimmungsrechte seiner Völker achtet, für ein Europa der Regionen.“ (Jean, S. 136) In Lehnners Buch geht es auch um andere Randregionen Europas wie Okzitanien, Korsika, Wales und Jura. Auf den Oberrhein bezogen hat sich im Jahr 1919 Hermann Hesse in seinem in Bern erschienenen Alemannenbuch geäußert:

„Für mich ist die Zugehörigkeit zu einem Leben und Kulturkreise, der von Bern bis zum Nördlichen Schwarzwald, von Zürich und dem Bodensee bis an die Vogesen reicht, ein erlebtes erworbenes Gefühl geworden. Für mich war Heimat zu beiden Seiten des Oberrheins, ob das Land nun Schweiz, Baden oder Württemberg hiess... Meine Liebe zur Heimat, zu dem Land, durch dessen Mitte der Oberrhein fließt, ist mir nie verkümmert und verdunkelt worden... Als Gegner

der National-Eitelkeiten darf ich nun die Alemannen nicht rühmen, wie Völker es gern voreinander tun. Und wenn Sie aus heimatlichem Dünkel nichts von fremder Art und Kunst wissen wollen, so tue ich nicht mit. Das Alemannische Land hat viele Täler, Ecken und Winkel, aber jedes alemannische Tal, auch das engste, hat seine Öffnung nach der Welt und alle diese Öffnungen und Ausgänge, zielen nach dem grossen Strom, dem Rhein, in den alles Alemannische Wasser rinnt. Und durch den Rhein hängt es von Alters her mit der grossen Welt zusammen!“

In den 1970er Jahren hat der elsässische Schriftsteller André Weckmann (1924-2012) das ganz ähnlich gesehen, wenn er von den in sechs Staaten lebenden Alemannen als Menschen spricht, die erfahren sind im Umgang mit Anderssprachigen. Er nennt das „Konvivialität“. Und den Rhein als Verbindung zur Welt, typisch für alle Stromlandschaften, hat auch Carl Zuckmayer vom Mittelrhein in seiner Autobiografie ähnlich wie Hesse beschrieben, als wirkendes Bild für die Fülle des Lebens. Das stemmt sich auch gegen Widerstandsformen, die in blinde Gewalt kippen, wie im Baskenland oder in Nordirland, und damit auf lange Sicht die Eigenschaften ihrer Gegner annehmen.

Zwischen einem kulturalistischen Regionalismus und einem nationalistischen Separatismus gibt es zwar fließende Übergänge, aber dem modernen Regionalismus galt und gilt Europa als Friedens- und Begegnungsraum für Regionen oberhalb der nationalstaatlichen Ebene.

Diese Betonung kultureller Autonomie, die sich in der Praxis von Zwei- und Mehrsprachigkeit ausdrückt, wurde vom Straßburger Germanisten Adrien Fink (1930-2008) auch als „geistiges Elsässertum“ bezeichnet. Damit bezog er sich auf Autoren wie den aus Obernai stammenden Schriftsteller René Schickele (1883-1940), der sich als Pazifist verstand und während des Ersten Weltkriegs von der Schweiz aus in der Zeitschrift „Die weißen Blätter“ Autoren zu Wort kommen ließe, die gegen den Krieg argumentierten, so Heinrich Mann, Hermann Hesse oder Ernst Bloch.

Der in Ludwigshafen geborene Philosoph Ernst Bloch beschrieb



im Mai 1919 unter dem Titel „Wie ist Sozialismus möglich?“ in Schickeles Zeitschrift auch die Vision einer westlichen Aufbruchskultur, die man gut beiderseits der nationalen Grenzen im Rhein-Rhone-Raum verorten konnte:

„Der Sozialismus ist vorerst allein im Westen möglich, als Mystik Frankreichs ist er möglich...Es fehlt Deutschland an Tradition der Güte, der Brüderlichkeit...Folglich ist der entscheidende Anbruch des gemeinsamen Tages nur unter den Völkern des Westens zu erwarten...

Endlich rauscht die Flut der guten Neigung in der Welt auf und die Worte Sebastian Francks: wenn der Eigennutz nicht wäre, wäre das Evangelium nicht schwer, schlagen sich endlich aus der alten Mystik nieder.

Als Hoffnung und Resultat dieser entsetzlichen Jahre bleibt durchaus: die westlichen Völker fühlen ein Licht, das die schwersten Schatten löst, das Übersehene, himmlisch Unterirdisches plötzlich ins grellste Zentrum rückt, das die geheime ketzerisch, pythagoräische, essäische, urchristliche, albigensische, wiedertäuferische Blüte, Ideengewalt der Menschenrechte, Traum Weitlings und aller Bekenner der Freiheit und Heiligung, des Utopierechts der Menschheit zur Vollendung bringt.“

Der Annales-Historiker Lucien Febvre (1878-1956) wurde in Lothringen geboren und starb in der Franche-Comté. Er lehrte in Dijon und Straßburg. 1911 promovierte er über die Franche-Comté, schrieb 1928 ein Buch über Luther und 1935 eins über den Rhein.

Die Rheinlande seien „zwischen zwei Kulturen und zwischen zwei Nationen hin und her gerissen...Mal werden sie besetzt, mal werden sie freigegeben. Doch sie erdulden es und zögern sich festzulegen. Denn zwischen beiden Parteien fühlen sie sich weder ganz der einen noch der anderen zugehörig. Sie mögen sie eine Zeitlang empfangen, aufnehmen und sich beteiligen, aber sie geben sich nie vollständig hin; sie wollen sich vorbehalten und auch zur anderen

Ernst Bloch, 1956

@ Bundesarchiv, Bild 183-35545-0009 / CC-BY-SA 3.0



Seite drehen können. Und tatsächlich haben sie sich gedreht.“ (Febvre, S. 159) Das ist seine Beobachtung zur besonderen Mentalität derer, die sich zwischen den Lagern bewegen. Ihr elementarer Charakter ist der Vorbehalt, die Dialektik, das Sowohl-Als-Auch und damit auch die Doppelbödigkeit von Witz und Humor. Kein Wunder also, dass Febvre 1942 – mitten im zweiten Weltkrieg – ein Buch über das Religionsverständnis des in Lyon und Metz wirkenden Humanisten Rabelais verfasste, der bis heute berühmt ist für seine Parodie des Ritterromans in seinem Werk „Gargantua und Pantagruel“.

All die genannten Beispiele zeigen Autoren aus der Rhein-Rhone-Region und ihre unterschiedlichen Versuche, ihr Mentalitätserleben in Begriffe zu fassen. Oft wurden und werden dabei vorübergehende und beweglich-dehbare Landschaftsbegriffe wie Burgund, Lotharingen oder Rheinland auserzählt. Das 19. Jahrhundert hat versucht, mit den Begriffen deutsche Trias oder drittes Deutschland einen eher strukturellen Begriff von einer dritten politischen Kraft gegenüber den Großmachtinteressen zu bilden, der sich sowohl auf Bündnisideen des Alten Reiches als auch auf die Verfassungsgeschichte der Rheinbundstaaten stützt. Insofern ist die deutsche Trias nicht ohne den Einfluss der französischen Revolution zu denken. „Als nach dem Siebenjährigen Krieg (ab 1763, der Verf.) die Triasidee konzipiert wurde, gelangte zwar ein neuer Bündnistyp in die politische Diskussion, innerreichische Bündnisse (Einungen, Ligen, Konzerte, Allianzen, Assoziationen) hatten jedoch eine jahrhundertelange Tradition...Nach dem Westfälischen Frieden schloss sich eine Gruppe von Reichsständen wiederholt zu einer „dritten Partei“ zwischen dem Kaiser und dem französischen König zusammen. Je nach Anlaß und Interessenlage lehnte sich diese Partei an die eine oder andere Seite an...Der erste Triaspolitiker war, soweit bisher bekannt, der hessen-kasselsche Staatsminister und General Martin Ernst von Schlieffen.“ (Burg, S. 8/9) Schlieffen „konzipierte einen dauerhaften, unparteilichen Verein der mindermächtigen Reichsmitglieder zum Schutz der Reichsverfassung und der ständischen

Lucien Febvre, o. J.

@ Bibliothèque nationale et universitaire de Strasbourg

Libertät.“ (Burg, S.9) Die französische Revolution brachte dann nach 1789 einen neuen Freiheitsbegriff ins Spiel, der Bürgerrechte nicht von Stand oder Konfession abhängig machte. Durch die Zugehörigkeit des Linksrheinischen zum napoleonischen Frankreich und Napoleons Neuordnung der Rheinbundstaaten setzte sich dieser Begriff als Verfassungsgrundlage im „dritten Deutschland“ durch. Das waren die Mittelstaaten im Süden und Südwesten des Deutschen Bundes. Bis zum Jahr 1866, als die preußische Dominanz in einer kleindeutschen Nation sich durchsetzte, hatte diese Trias durchaus Ambitionen und Möglichkeiten, die Entwicklung des Deutschen Bundes in eine andere Richtung zu lenken.

Zwischen 1864 und 1866 und nochmal zwischen 1867 und 1870 wurde vor allem in den Mittelstaaten, in denen die parlamentarische Linke die Mehrheit hatte (Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, Sachsen, bayrische Pfalz, Schlesien und Böhmen), als Gegengewicht zu Preußen ein Süddeutscher Bund als Kern eines „demokratisch-föderalistischen Dritten Deutschland“ (Jansen, S. 483) diskutiert. Die Reichsgründung im Jahr 1871 drängte diese Positionen in den Hintergrund. Nach dem „Siegfrieden“ gegen Frankreich waren frühbürgerliche Zwischenpositionen wie die des Speyrer Verlegers Georg Friedrich Kolb aus dem Jahr 1835 kaum noch möglich: „Das Land möchte wohl französisch sein, wenn es nur ohne Franzosen so sein könnte.“ (Haasis, S. 147) Ideen bildungsorientierter Kleinstaaten, wie sie im Umkreis der Weimarer Klassik auch vom an Rousseau und Montesquieu orientierten Fürstprimas des Rheinbundes Karl-Theodor von Dalberg um 1800 vertreten worden waren, verschwanden hinter dem bleibenden Vorwurf, Dalberg sei ein Landesverräter gewesen.

Bereits 1814 hatte der preußische Balladendichter Max von Schenkendorf in seinem Gedicht „Auf der Wanderung nach Worms“ (Grimm, S. 68) im Ton der Befreiungskriege getextet:

*Des Hagens böse Taten
erlebten wir aufs neu
vom Dalberg ward verraten
des Stammes Ruhm und Treu.*

Im Jahr 1871 begann ein geistig sich verfinsterndes Zeitalter für Deutschland mit wachsendem Zentralismus, Militarismus, Nationalismus und Rassismus. Preußen hatte 1866 auch die freie Stadt Frankfurt annektiert. Im Jahr 1890, nach dem Rücktritt Bismarcks, gab der Frankfurter Autor Friedrich Stoltze in seiner satirischen Wochenzeitschrift „Frankfurter Latern“ eine dichterische Antwort auf dessen Machtpolitik:

*Er war ein großer Mann und Geist,
Es strahlt sein Ruhm im hellsten Lichte
Und wie die Gegenwart ihn preist,
Wird preisen ihn die Weltgeschichte.
In Einem nur da ging er fehl,
Und ohne Das ist kein Gedeihen;
Ich sag' es offen, ohne Hehl,
Und möge es ihm Gott verzeihen.
Ich seh' ihn scheiden ohne Schmerz,
Ließ er auch Deutschland neu erstehen:
Er hatte für das Volk kein Herz
Und ließ die Freiheit betteln gehen.*

Die Idee eines Rheinstaats beschäftigte in der Weimarer Republik politisch engagierte Menschen ganz unterschiedlicher Couleur. Dabei ging es im Grundsatz immer um einen Autonomiestatus gegenüber der preußisch dominierten Reichsregierung und in der Pfalz gegenüber der bayrischen Regierung in München. Dahinter standen politische, konfessionelle und weltanschauliche Motive insbesondere am Rhein unterdrückter Bewegungen des 19. Jahrhunderts von Linksliberalen, Katholiken und Sozialdemokraten sowie von Pazifisten und Kommunisten als Gegnern der wilhelminischen Kriegspolitik im Ersten Weltkrieg. Die Ideen und Bestrebungen reichten von regionaler Autonomie innerhalb der Republik bis hin zu einem Anschluss an Frankreich. Von deutsch-nationaler Seite wie von Seiten der Regierungen in Berlin und München wurden diese Bestrebungen durchgehend als „separatistisch“ im Sinne eines Verrats am deutschen Volk diffamiert. Und diese Deutungsperspektive hielt sich

in der Nachkriegszeit bis zum Ende des 20. Jahrhunderts. „Dabei wollten die Autonomisten zunächst nichts anderes als eine Aussöhnung mit dem Kriegsgegner Frankreich, um auf diese Weise eine Erleichterung der Besatzungssituation zu erreichen. Zugleich wollten sie ihre Heimat von der Dominanz des Zentralstaats lösen, was ganz besonders für die Anhänger dieser Bewegung im preußischen Rheinland sowie für Adenauer galt, während in der Pfalz dafür besonders Johannes Hofmann (1867-1930, SPD) stand.“ (Engelen/Rummel, S. 67/68) Nur Adenauer hat sich nach 1945 trotz seiner Westpolitik von diesem Verdikt über die Autonomisten der Weimarer Republik befreien können. Ein Beispiel für eine ganz andere Motivation bietet Adolf Bley aus Kirchheimbolanden. Der aus Schlesien stammende Besitzer einer Papierfabrik hatte sich mitten im ersten Weltkrieg dem Pazifismus und der USPD zugewandt. Daraus folgte auch sein Engagement als Stellvertreter von Franz-Josef Heinz aus Orbis 1923/24 in der „Regierung der Autonomen Pfalz.“ Er flüchtete nach dem Ende der Bewegung nach Paris und versteckte sich erfolgreich in der Zeit der nationalsozialistischen Besatzung Frankreichs im Süden, obwohl er von der Gestapo gesucht wurde. Nach 1945 kehrte er in die Pfalz zurück. Ein anderes Beispiel ist der aus Wiesbaden stammende Schriftsteller Alfons Paquet (1881-1944), der von 1926 bis 1933 mit dem von ihm gegründeten „Bund rheinischer Dichter“ für einen rheinischen Zukunftsentwurf Europas als Gegengewicht zum preußischen Militarismus eintrat. In seinem 1928 erschienene Buch „Antwort des Rheins“ nimmt er bewusst Bezug auf die eidgenossenschaftlichen Traditionen in der Rhein-Rhone-Region: „Es schweizert wieder, hieß es einst im Rheintal, als Bauern und Städte sich gegen die Fürsten wandten. Der Gedanke der Eidgenossenschaft muß von den Bergen steigen, er muß sich über die Rheingenessenschaft ausbreiten und ganz Europa ergreifen. So könnte auch im Rheinland das Licht des Weltfriedens dämmern, vom religiösen Glauben gleichermaßen getragen, wie von der sieghaft wandelnden Vernunft. Mögen einmal wieder die Universitäten, die Druckerwerkstätten, Buchläden und Bühnen des großen stadtgewordenen Rheinlandes die Schauplätze des geistigen Kampfes um das neue Europa werden! Macht endlich dieses Land, das manches Gefäng-

nis hat durchmachen müssen, zum Hort der Freiheit, zur größten Schweiz, zum Asyl aller Kämpfer, deren eigenes Land der Freiheit bedürftig ist!“ (Paquet, S. 274) Die Rhein-Lobreden und Preußen-Satiren von Carl Zuckmayer sind ebenfalls aus genau diesem Geist entstanden. Und der „Zuck“ fühlte sich schließlich auch verwandt mit Humanisten wie Rabelais, die Volkfeste wie die Fastnacht als Gegenmacht des Humors verstanden, immer verbunden mit fröhlicher Lebensfreude, die leider manchmal aus dem Gefühl, in der Fülle des Lebens zu stehen, auch in Gier und Gewalt egoistischer Völlerei absacken kann.

Dass der Europagedanke ein Ausweg aus nationalen, aber auch regionalen Verrohungen sein kann, hat sich früh angedeutet. Der in Besancon geborene Schriftsteller Victor Hugo (1802-1885) hat die „Vereinigten Staaten von Europa“ propagiert und ganz in diesem Sinne auch sein 1842 erschienenes Buch über eine Rheinreise geschrieben. Der aus Luxemburg stammende französische Politiker Jean Baptiste Nicolas Robert Schumann (1886-1963) engagierte sich in der Résistance und setzte sich dennoch nach 1945 für eine Aussöhnung mit Deutschland ein. Er gilt als einer der Gründerpersönlichkeiten der Europäischen Union, zu deren Präsident er im Jahr 1958 gewählt wurde. Nicht von ungefähr wurden die Städte Brüssel und Straßburg zu den Standorten der Europäischen Union. Das 1946 neu gegründete Bundesland Rheinland-Pfalz liegt größtenteils links des Rheins und lässt dadurch französischen Einfluss spüren. An Main- und Neckarmündung ist es über seine Landesgrenzen hinaus aber dennoch verbunden mit einer hessischen und einer baden-württembergischen Metropolregion. Seit 1962 besteht eine Partnerschaft mit der französischen Region Burgund-Franche-Comté. Rheinland-Pfalz ist auch Teil der europäischen Großregion Saar-Lor-Lux, zu der auch Luxemburg, das Saarland, Lothringen und die Wallonie in Belgien gehören. Diese lockeren Bündnisse könnten kulturell und narrativ mehr sein als gute Nachbarschaft. Die gemeinsame Kulturgeschichte und die föderalistisch-demokratischen Impulse der Rhein-Rhone-Region könnten stärker in den Mittelpunkt dieser gegenwärtigen Kooperationen gerückt und mit Impulsen aus den Niederlanden und der Schweiz verbunden werden.

Autonomiestatus und Kulturimpuls

Staatliche Autonomie für eine dritte Großmacht im Westen Europas hat es nur einmal für kurze Zeit gegeben, nämlich im fränkischen Lotharingen um 900. Aus dem „dritten Raum“ haben sich in der frühen Neuzeit autonome Staaten wie die Niederlande und die Schweiz entwickelt, und zwar aus Kriegen in politischen Situationen, in denen die Großmächte militärisch und politisch nicht durchsetzungsfähig waren.

In beiden Fällen waren Eidgenossenschaften, bzw. Gemeindebünde die ursächlichen Organisationsformen. Häufiger sind Autonomiebestrebungen entweder gescheitert (Rhein- und Rhonereich der Burgunder in der Spätantike, Karl der Kühne, Mainzer Republik, Drittes Deutschland) oder als zweifellos weniger frustrierende Variante in innerstaatliche föderale Lösungen gemündet.

Okkupationen und nationalistische Bestrebungen dagegen wie in der völkischen Westforschung des NS-Staats (Burgund als Ort für die Umsiedlung der Südtiroler Bevölkerung; SS-Orientierung des burgundischen Autonomisten Johannès Thomasset) sind glücklicherweise gescheitert. Gescheitert sind allerdings auch die Großmachtbestrebungen Deutschlands und Frankreichs von deren Metropolen aus, gleich wer sich für kurze Zeit als Sieger wähen durfte.

Europäische Bündnisse von mehr oder weniger föderal organisierten Staaten, wie sie in der Rhein-Rhone-Region immer wieder thematisiert wurden, haben sich trotz aktueller Gegenentwürfe von völkischen Nationalisten in den Staaten Westeuropas bisher als sinnvoll und tragfähig erwiesen. Gewaltstrategien, gleich von welcher Seite, waren bisher zwar schmerzhaft und langwierig, aber am Ende weniger erfolgreich als Vertragsverhandlungen.

Dennoch ist die Idee eines dritten Raums im Westen Europa, der sich entlang der Ströme Rhein und Rhone zwischen Süd und Nord erstreckt, nie verschwunden. Allerdings blieb diese Idee räumlich und gedanklich stets in Bewegung. Gerade dadurch aber gingen von diesem Raum immer wieder politische und kulturelle Impulse aus, die auf Zukunft deuteten. Geistige Impulse entstehen häufig aus Ohnmachtssituationen. Gleiches gilt für Freiheitsimpulse. Bei-

de suchen sich dialogische Bündnispartner in Bildungsstätten wie Akademien, Lesegesellschaften, Salons, Vereinen, Cafés. Sie suchen aber nicht nur Überwindung von Bedrückung, sondern arbeiten meist mit der Aufnahme unterschiedlicher Kulturfärbungen in einem Spiel, das selbst in ungleichen Machtverhältnissen Innovation herstellen kann, wenn auch in der Regel zunächst vom Rande her.

Aus Räumen zwischen Machtzentren werden Begegnungsränder, die Anderes unausweichlich kennenlernen und ins Neue stützen können. Das ist die Erfahrung der Vermittlung, einer neuen Mitte als Alternative zu angstvoller Grenzziehung.

Am besten funktioniert das, wenn diese Begegnung nicht erzwungen wird, also äußere und innere Widerstände überwinden muss, sondern wenn sie gesucht und gefördert wird. Nicht von ungefähr orientieren sich aktuelle Konzepte zur Belebung von Innenstädten in Zeiten von Globalisierung und Digitalisierung am Begriff der dritten Orte, wie er zuerst 1989 durch den amerikanischen Soziologen Ray Oldenburg beobachtet und empfohlen wurde, im Original: „The Great Good Place. Cafés, Coffee Shops, Bookstores, Bars, Hair Salons, and other Hangouts at the Heart Community.“ So ein dritter Ort, wenn auch deutlich größer und vielfältiger, ist auch mit dem dritten Raum der Rhein-Rhone-Region im Westen Europas gemeint.

Literatur

- Petra Breitzkreuz, Friedrich Stoltze – Dichter Denker Demokrat, Wiesbaden, 2016
- Laetitia Böhm, Geschichte Burgunds, Wiesbaden, 1998
- Gerold Bönnen/Volker Gallé (Hrsg.), Die Nibelungen in Burgund, Worms, 2001
- Peter Burg, Die deutsche Trias in Idee und Wirklichkeit – vom Alten Reich zum deutschen Zollverein, Stuttgart, 1989
- Ernst Robert Curtius, Kritische Essays zur europäischen Literatur, Bern, o.J.
- Ernst Robert Curtius, Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter, Tübingen, 1993
- Ute Engelen/Walter Rummel (Hrsg.), Der gescheiterte Friede – Die Besatzungszeit 1918-1930 im heutigen Rheinland-Pfalz, Koblenz, 2020
- Lucien Febvre, Der Rhein und seine Geschichte, Frankfurt, 2006
- Adrien Fink, Nachrichten aus dem Elsass, Hildesheim, 1978
- Volker Gallé (Hrsg.), Die Burgunder – Ethnogenese und Assimilation eines Volkes, Worms, 2008
- Gunter E. Grimm, Nibelungen-Gedichte: Ein Lesebuch, Marburg, 2011
- Hellmut G. Haasis, Morgenröte der Republik – Die linksrheinischen deutschen Demokraten 1789-1849, Frankfurt, 1984
- Hermann Hesse (Hrsg.), Alemannenbuch, Bern, 1919
- Johan Huizinga, Herbst des Mittelalters, Stuttgart, 1975
- Johan Huizinga, Burgund – Eine Krise des Germanisch-Romanischen Verhältnisses, Darmstadt, o. J.
- Christian Jansen, Einheit, Macht und Freiheit – Die Pausalkirchenlinke und die deutsche Politik in der nachrevolutionären Epoche 1849-1867, Düsseldorf, 2005
- Jean (Thomas Lehner), Elsaß: Kolonie Europas, Berlin, 1976
- Patrick Jung, Die Burgundionen am Rhein – Überlegungen zur Interpretation archäologischer und literarischer Quellen der ausgehenden Spätantike, in: Beiträge zur Archäologie in Rheinhessen und Umgebung, Mainz, 2012, S. 73-82
- Werner Kaegi, Historische Meditationen, Zürich, 1942
- Reinhold Kaiser, Die Burgunder, Stuttgart, 2004
- Alfons Paquet, Antwort des Rheins, Augsburg, 1928
- Ulrich Prehn, Max Hildebert Boehm – Radikales Ordnungsdenken vom Ersten Weltkrieg bis in die Bundesrepublik, Göttingen, 2013
- Oliver Schipp, Die Burgunder links des Rheins (406-436/443), in: Beiträge zur Archäologie in Rheinhessen und Umgebung, Mainz, 2012, S. 61-72
- Johannès Thomasset, Verhülltes Licht, Berlin, o. J.



Der Rhein bei Säckingen, Gemälde von Hans von Thoma, 1873
© Staatliche Museen zu Berlin / Wikimedia